

Das Wetter

oder: Der April macht nicht, was er will!

Von Richard Jilka

Wir haben es gewußt. Schon lange haben wir es gewußt. Diesmal kann keiner von uns behaupten, wir hätten nichts davon gewußt. Über das allgemein Bekannte spricht man nur nebenher und obenhin. Es ist ein alter Hut. Denn bereits die Tier-, Pflanzen und Landschaftsfilme, die man uns in den 70er Jahren in der Schule zeigte, und die nicht selten in den 60ern gedreht worden waren, endeten regelmäßig in dem Kehrreim, die gefilmten Pflanzen, Tiere oder Landschaften seien durch das Wirken des Mensch in ihrem Bestand bedroht. Seither änderte sich am Refrain der Naturfilme nichts. Während sie unsere schwindende Welt fürs Archiv dokumentieren, sind wie erwartet viele Landschaften samt Inventar vergangen.

Offenbar müssen wir uns nun auch von unseren gewohnten Jahreszeiten verabschieden. Der vergangene Winter war eigentlich ein langer März. Hier im Rheinland fiel kein Schnee, es gab wenig Frost, nur drei Mal bildete sich dünnes Eis auf meinen Regentonnen. Die Heizkosten waren um mehr als ein Drittel niedriger als üblich und Winterreifen unnötig. Bereits im Januar zeigten sich mit den Krokussen die ersten gelben Blüten an Ginster und Goldregen. Im Februar läutete der gewaltiger Sturm Kyrill, herrlich genannt, den Frühling ein. Der Wirbel des Orkans war außerordentlich groß und erfaßte mit Böen von 200 kmh ganz Deutschland, wütete in den Niederlanden, Teilen von England und Polen. Strom und Telephon fielen aus, der Flugbetrieb pausierte und erstmals mußte die Bundesbahn ihren Betrieb auf dem gesamten Bundesgebiet einstellen. In einer Nacht wurden so viele Bäume umgerissen, wie sonst in einem Jahr gefällt werden. Um mein Dorf herum waren alle Straßen von umgefallenen Bäumen blockiert. Der März war wieder er selbst: naßkalt.

Der April, der doch bisher machte, was er will, stürmt heuer nicht über das verschlafene Land, Büsche und Bäume werden nicht von frischen Winden gezaust, weder mit Graupel oder Schnee vermischte noch mit glitzerndem Sonnenschein durchflochtene Regengüsse tränken die Erde, damit im Mai

alles aufs Neue erblühe. Übergangslos verwandelt sich der naßkalte März in einen sommerlich duftenden Garten. Ohne einen Flieger zu beanspruchen genießen wir unversehens hier andalusische Verhältnisse. In diesem Frühling fällt hierzulande während vier langer Wochen kein Tropfen Regen. Wie mitunter während der Hundstage im August zeigt sich in diesem April wochenlang nicht eine Wolke am Horizont, sondern täglich sticht die gleiche Sonne aus stahlblauem Himmel herab. Die unzeitige Wärme treibt schnell helles Grün hervor und die Landschaft erstahlt wie im Traum. Ginster und Goldregen leuchten goldgelb. In den Gärten prunken die Kirsch- und Pflaumenbäume, am Straßenrand die Weißdornbüsche in gleißender Blütenpracht. Ein trügerisches Paradies für lärmende Vögel und Insekten ist entstanden. Bevor ihr Mai beginnt, sind die wenigen Blüentrauben des Flieders verblüht. Nach zwei Wochen ist die vom März gebliebenen Feuchtigkeit aufgesogen und die Pflanzen entfalten sich nicht weiter, sondern verharren in ihrem Wachstum, erwarten den ihnen in dieser Jahreszeit zustehenden Regen, der bleibt jedoch aus. Als meine Regntonnen leer sind, wässere ich mein Gärtchen in der jedesmaligen Hoffnung, es sei das letzte Mal, denn im April ist ja täglich Regen zu erwarten, mit dem Schlauch. Meine Geliebte hält es für richtig, mein Trinkwasser mit den Pflanzen zu teilen, denn Blumen seien doch ein Teil unseres Lebens. In der trockenen Hitze, durch nächtliche Kühle und Tau gemildert, halten sich die Blumen überraschend gut und die Aussaat keimt, wächst aber bloß kümmerlich weiter. Auf kurzen Halmen beginnen sich Ähren zu bilden. In der verhärteten Erde der Beete können Unkräuter keine Wurzeln schlagen. Offenbar vertrocknen sogar die vom Gärtner gefürchteten Schnecken in ihren Löchern. Das Gras wirkt zwar lange Zeit frisch, wird aber nicht hoch und dicht, nur vereinzelt stehen lange Halme. Wie in manchen heißen Spätsommern erscheinen in diesem April gelblich verdorrte Flecken auf den Weiden, werden größer und zahlreicher. Einige Pflanzen entwickeln Schrumpfformen mit kurzem Stengel und kleinen Blütenblättern, um trotz anhaltendem Wassermangel ihre Entwicklung zu durchlaufen. Erstaunlich, wie gut der grüne Schaum des Lebens der Dürre widersteht, wie frühlingshaft frisch Wiesen und Wäldchen in der Ferne leuchten. Aber das hellgrüne Laub wird schnell von Ungeziefer zerfressen und kann nach drei Wochen Dürre von den Bäumen nicht mehr ausreichend ernährt werden. Kaum entsprossen verdorren an den Zweigen die jungen Blätter, fallen herab und knistern als grünes Stroh im Staub der Straße. Eigentlich strotzt hierzulande im April die Erde vor feucht dampfender Fruchtbarkeit, massenhaft hocken Frösche nächtens auf dem nassen Asphalt, ihr Leich quillt in den Pfützen. Aber in der dritten Dürrewoche ist der Boden knochentrocken und hart wie Beton, bekommt tiefe Risse, wird von den Traktoren auf den Feldwegen zu Pulver zerstampft und vom Winde verweht. Im Wald sind alle Pfützen und Tümpel vollkommen ausgetrocknet,

das darin lebende Gepflanze und Getier verdorrt, die Kaulquappen vergangen. – Wird es nächstes Jahr Frösche geben, wenn in diesem ihre Brut vertrocknet ist? Die Kaulquappen waren doch für die Ringelnatter, die Frösche für Reiher und andere Vögel ein Leckerbissen, auch Füchse schnappten sich gerne mal einen. Und die Frösche dezimierten Insekten. Wer weiß, wie wertvoll Frösche sind? Sollten nach ungezählten Generation die Frösche nun von hier verschwunden sein? Wann werden sie vom See her oder aus irgendwelchen Feuchtgebieten wieder in ansehnlicher Menge eingewandert sein? – Beginnt in diesem Frühling auch hier die erwartete große Veränderung bemerkbar zu werden? Wenigstens werden auch in diesem April die Tage länger, offenbar kreist die alte Kugel wie gehabt um ihren Stern.

Während bei uns die Blätter an den Bäumen verdorren, wird in den südlichen Provinzen Italiens der Notstand ausgerufen. Was für ein Sommer mag uns bevorstehen? Dank ihres beispiellosen Wohlstands pflegten bisher unzählige Deutsche in ihren Sommerferien in langen Kolonnen gen Süden zu ziehen, um ihrem eigenen, für gewöhnlich verregneten Sommern zu entkommen. Dies könnte ein Ende nehmen, denn im Süden wird es ungemütlich. Es wird auch unnötig. 2004 und im Jahr der Fußballweltmeisterschaft 2006 waren die hiesigen Sommer so sonnig warm, wie im vergangenen Jahrhundert manchmal ein Ausnahmesommer in einem Jahrzehnt. Im *Extremsummer*, wie sie ihn nennen, des Jahres 2003 starben in Europa über 30.000 Menschen an den Folgen der Hitze. In den vergangenen Jahren wurden unsere nördlichen Sommer nicht nur fühlbar sommerlicher, auch andere Extreme häuften sich. Seit einigen Jahren warnt der Wetterbericht vor bisher hierzulande seltenen und in ihrer Ausprägung neuartigen Wetterphänomenen wie *Tornados* oder sintflutartigem *Starkregen*, der plötzlich Bäche in Ströme verwandelt und Orte überflutet. Mehrfach überboten sich auf einander folgende „*Jahrhunderthochwasser*“. In wintergewohnten Regionen erdrückten ungewöhnlich schwere, nasse Schneemengen die bisher standhaften Dächer von Häusern und Hallen, sogar Strommasten wurden auf langen Strecken geknickt.

Und dieser April beschert Mitteleuropa eine zu dieser Jahreszeit einzigartige Dürre. Diesen trockenen Sommer im April sollten wir nicht als eine der üblichen Unregelmäßigkeiten im Spektrum der gewöhnlichen Witterung abtun. In diesem April erleben wir nicht irgendein räumlich begrenztes, vereinzelt Wetterphänomen, das überraschend vom Himmel fällt, sondern die Gewalt umfassender und langfristiger Veränderungen wird für uns fühlbar. Dieser April paßt wie die Faust aufs Auge zu den jüngsten Berichten der zurückhaltenden Wissenschaft. Die einander widerstreitenden Wissenschaftler der rivalisierenden Nationen einigten sich endlich auf die Eckdaten für ein nun allseits zu akzeptierendes Weltklimamodell. Um die Jahreswende 06/07 ge-

nehmigten die Staatsführungen die Veröffentlichung ausreichend gesicherter Daten, die grundsätzlich belegen, was allgemein seit weit über 15 Jahren bekannt ist: das Klima verändert sich auf Grund menschlicher Einflüsse. Und der Wandel beschleunigt sich. Acht Jahre bleiben uns angeblich, um das Schlimmste zu vermeiden, nämlich einen Anstieg der Welttemperatur um mehr als 2 Grad Celsius in den kommenden Jahrzehnten. Anderenfalls ist, so zeigen einmütig die Computermodelle, eine bedrohliche, ja katastrophale Erderwärmung unumkehrbar. Im Verlauf der Industrialisierung hätten wir bereits eine Temperaturerhöhung um 0,8 Grad geschafft, wobei die Treibhausgas-Konzentrationen auf 383 ppm Kohlendioxid in der Atmosphäre gestiegen sei; gegenwärtig kämen jährlich weitere zwei ppm hinzu. Um eine erträgliche Treibhausgas-Konzentrationen, für die der maximale Eckwert von 400 ppm errechnet wurde, nicht zu übersteigen, müsse in wenigen Jahren das Wachstum des Ausstoßes von Kohlendioxid gestoppt und spätestens ab 2012 jährlich deutlich verringert werden, und das zwei Jahrzehnte lang. Da die kritische Treibhausgas-Schwelle in weniger als zehn Jahren erreicht sein wird, muß angenommen werden, daß wir sie sehr wahrscheinlich überschreiten werden. Angesichts der weltweit erprobten Schwerfälligkeit bei der richtungsweisenden Veränderung eingeschliffener Vorstellungen und gewohnter Verhaltensweisen haben wir so gut wie keine Chance mehr, daß Übel zu steuern. Bisher haben die verantwortlichen Politiker der großen und kleinen Mächte durchgreifende Maßnahmen zur Verringerung der Weltklimaverpestung mit dem Vermerk abgelehnt, sie könnten auf Grund von Daten, die bloß eine Wahrscheinlichkeit von 60 oder 70% haben, die Verantwortung für eine Klimapolitik nicht übernehmen, die sehr wahrscheinlich das mit dem Gedeihen konventioneller Ökonomie verbundene Wohlergehen ihrer Völker gefährde. In den bevorstehenden Jahren könnten sich die Verantwortlichen die erforderlichen kostspieligen Maßnahmen auch sparen, da sie ohnehin nicht mehr fruchten werden. Statt dessen könnte es politisch zweckmäßig erscheinen und, da den Vielen hauptsächlich an ihrem kurzfristigen Wohlstand gelegen ist, demokratisch legitimiert werden, auf herkömmliche Weise weiter zu wirtschaften und materiellen Reichtum zu horten, um den Umgang mit der bevorstehenden Wetterveränderung späteren Verantwortlichen zu überlassen. Jedoch ist in dem zu erwartenden Unwetter eine Weltwirtschaftskrise mit einem Produktionsrückgang von 20% zu befürchten, somit größerer Schäden als die von beiden Weltkriegen angerichteten. Die Zahlen werden deutlicher. Ohnehin sind die katastrophalen Konsequenzen unseres Wirtschaftens altbekannt, deren nur eine der Krieg ist.

Von jeher war für die Vielen das Wissen mit seinen Konsequenzen unangenehm. Gerne werden von den abgeklärt Wissenden mit dem Brustton der Überzeugung beschwichtigende Reden heruntergeleiert, wonach Klima-

schwankungen natürliche, also hinzunehmende Vorgänge seien und es starke Wetterschwankungen immer schon gegeben habe, denn immer schon gab es außerordentlich kalte oder Heiße Jahre, immer schon gab es verregnete Sommer oder Dürre, verhagelte die Ernte oder verdorrte auf dem Halm, immer schon veränderte sich die Vegetation und die Tierwelt, immer schon starben Arten aus und wurden durch andere ersetzt, und weil es immer schon so war, ist noch immer alles in Ordnung, deshalb kann es so bleiben und wir dürfen weitermachen wie gehabt. In diesem Sinne haben die Hiesigen schon vor einem Vierteljahrhundert, als manches Übel zu begrenzen gewesen wäre, ihr „Weiter so Deutschland“ gewählt und den Unsinn demokratisch legitimiert. Aber es war nicht immer so! Extreme Witterungen waren nicht so häufig, folgten nicht so schnell aufeinander, selten veränderte sich der Globus so umfassend, meist blieb weiten Teilen der Pflanzen- und Tierwelt Zeit, um sich über Jahrtausende hindurch wandelnden Verhältnissen anzupassen. Nur bei Globalen Katastrophen wurden so viele Arten von Lebewesen ersatzlos gestrichen wie in den letzten Jahrzehnten. Wo entsteht gegenwärtig für Tausende jährlich verschwindender Arten auch nur 1ne neue? Nein, es ist weder ein gewaltiger Meteor eingeschlagen noch schwankt die Erdachse oder kommt eine Eiszeit. Dieser Bankrott ist menschengemacht. Unser selbstgemachter Ruin ist einzigartig! Wo wir hinkommen rotten wir aus, was unserem Vergnügen in den Weg kommt. Wir alle zusammen vernichten die Wälder, verpesten die Meere, zersetzen die Atmosphäre und fressen unseren Planeten kahl. Niemals vordem wurde der in fossilen Pflanzenresten über Jahrmillionen angesammelte Schatz an Sonnenenergie in wenigen Jahrzehnten verfeuert und in die Luft geblasen. Nur ausgemachte Narren oder gedungene Propagandisten können unverfroren behaupten, unsere ungeheure Verschwendung würde folgenlos verpuffen. Aber von der Widersinnigkeit unserer Prasserei, an der ordentlich teilzunehmen vielen von uns schwer fällt, wollen wir möglichst wenig hören, denn wir sind zu bequem und zu beschränkt, um uns eine Alternative zu unserer Weltverprasserei vorstellen zu können. Mit den Alternativen haben wir die Freiheit aufgegeben. Wir sind eingepfercht in einen idiotischen Lebensstil. Wir sind so entfremdet wie noch nie in unserer in erdgeschichtlicher Hinsicht kurzen Geschichte und wiegen uns in dem Wahn, Wirtschaftswachstum sei für uns wichtiger als das Wetter und das Gedeihen von Pflanzen oder Tieren. Wir sind einzigartig verblödet. Wir bergreifen nichts mehr und trösten uns mit *Wellness* darüber hinweg. Vorerst.

Die trockenen Sommerwochen im April waren kein schönes Wetter, sondern Teil einer Katastrophe, die schon lange läuft. Die Klimakatastrophe, in gemäßigten Landstrichen bisher bloß in der Häufung bekannter Wetterextreme für defätistische Zivilisationsnörgler bemerkbar, ist aus der Abstraktion der

Statistik in den Alltag herausgetreten. Das war abzusehen. Dieser andalusische Frühling, auf den ein karstiger Sommer zu folgen pflegt, erregt auffällig wenig Aufsehen, weil er seit einem viertel Jahrhundert erwartet wird. Das Unvermeidliche wird hingenommen. Mit einigen Kongressen und etwas Klimaaktivismus, Eddysohns Glühbirnen sollen weltweit durch effektivere Modelle ersetzt werden, verschaffen manche Volksvertreter sich und ihren Wählern vorerst ein gutes Gewissen. Die wieder wachsende Wirtschaft und die Vermehrung der Güter, die Verheißung von Wohlstand für Alle, die Verteilung von Löhnen, Gehältern, Bezügen, Renten, Dienstwagen oder Sekretärinnen und Reisen sind weitaus wichtigere Themen. Auch diesen andalusischen Frühling im nördlichen April verdanken wir der boomenden Weltwirtschaft. Das allgemeine Vergnügen, durch duftiges Gruseln gekitzelt, ist groß, wochenlang ist die Party wie auf einer Ferieninsel im Gang, es fehlt nur der Strand. Dieser April ist mehr denn je mit Titten gesegnet. Jedoch erfordern andalusische Verhältnisse auch einen anderen Menschentyp, den hiesigen Germanlingen schießt die anhaltend liebliche Witterung zu Kopf oder zwischen die Beine. Autofahren ist lebensgefährlicher denn je geworden. In zwei Wochen überschlugen sich um mich herum drei Motorisierte, sonst war es alle fünf Jahre einer. Wegen der „großen Sonneneinstrahlung“, so meldet mein Autoradio, hat man auf der Zugspitze vorsichtshalber schon im April damit begonnen, den letzten deutschen Gletscher mit Folien abzudecken (90 km²), um das Eis über den Sommer zu retten. Anlässlich einer Klimakonferenz wird lobend bemerkt, daß Politik, Wirtschaft, Wissenschaft auf gegenseitige Schuldzuweisungen verzichten. Nicht Krähen, sonder Raben hacken einander die Augen aus. In ihrer Videobotschaft verbreitet die Kanzlerin Optimismus und erklärt, daß Wissenschaft & Forschung & Technologie selbstverständlich das von ihnen geschaffene Unheil heilen werden. Ihrer Dreieinigkeit sei Heil! Derweil fliegen sie dort oben unverdrossen weiter und streichen unseren Himmel aus. Wir sind die Generation, die unter unentwegt grollenden Himmeln wohnt und in einer gewaltigen Maschine steckt, die gerade heiß läuft, überdreht, wie kurz vor dem Kolbenfresser.

Nach geschlagenen vier Wochen Trockenzeit zieht am 6. Mai langsam dunkles Gewölk auf, macht es spannend, zögert, als dürfe es nicht einfach losregnen. Sollte es wirkliche wieder regnen? Wird es genügend Regen geben, um den Schaden zu begrenzen? Wie werden die Früchte gedeihen? Am Morgen des 7. Mai beginnt tatsächlich der Regen. In den folgenden Tagen sind wir vorerst wieder dort, wo wir hingehören. Vorerst haben wir hier wieder einmal Glück gehabt, ein tagelanger, milder Regen wird von der Erde aufgesogen und die Pflanzen beginnen zu wuchern, um das Versäumte nachzuholen. Wie aus dem Nichts überschwämmen die Schnecken die Beete; bloß die Frösche sind weg. Sollte der bevorstehende Sommer den Frühling über-

trumpfen, könnte eine vollendete Dürre unseren Pflanzen und unserem Getier den Garaus machen. Scheiße! Mit ihrer idiotischen Lebensform und Wirtschaftsweise ruinieren sie meine geliebte Welt! die Welt der betrachtenden und hegend sorgenden, der ruhig heiteren Menschenwesen, die sich dem Geschöpfe und Welt verachtenden Leistungswahnsinns möglichst entziehen. Aus unseren Gärten heraus gilt es auch gegen den drohenden Ruin der natürlichen Umwelt, die doch mit dem ihr fremden Menschegeist auf wundersame Weise verbunden ist, anzugehen. Gegen beider Ruin muß angelebt, angeredet und angeschrieben werden, auch wenn es ebensowenig Eindruck macht, als wenn man dagegen anschreie, wie es sich gehört. Denn anderen Gesetzen folgend ist ihnen Hören und Sehen vergangen.

Mittwoch, 16. Mai 2007